



Leitsätze für die Gemeindearbeit mit älteren Erwachsenen Gestaltungstipps

Leitsatz 5:

Realistischer Blick auf die Altersstruktur der Gemeinde – MENGEN-LEHRE

In jeder Gemeinde leben Gottes Gaben, und Reich Gottes zu bauen ist nicht abhängig vom Alter oder der Gemeindegröße. Die Einschätzung der eigenen aktuellen Gemeindesituation hilft, Perspektiven und vorhandene Möglichkeiten in Einklang zu bringen. Für Gemeinden „im Schnitt 55+“ bieten sich Chancen für neue Aufgabenfelder und Berufungen.

Ziel:

Gemeinden stellen sich den tatsächlich vorhandenen Gegebenheiten. Sie suchen nach entsprechenden Formen des Gemeindelebens, um der Situation angemessene Angebote zu machen und so „der Stadt Bestes zu suchen“.



Bildquelle: iStock/VM

Erläuterung des Bildes zum Leitsatz:

Eine Reihe freundlicher, älterer Herren blickt uns an. Sie wirken, als hätten sie sich irgendwo angestellt – an einem Buffet z.B. – oder aufgestellt, weil sie zu einer bestimmten Gruppe gehören.

Das Bild will anregen, sich über die Altersstruktur und Zusammensetzung einer Gemeinde und unserer Gesellschaft Gedanken zu machen. Der sogenannte „demographische Wandel“ kann helfen, neue Zielgruppen für die Gemeindearbeit in den Blick zu nehmen, die bisher eher am Rand standen, z.B. die in den Kirchen bisher wenig vertretenen älteren Männer: Welche Interessen haben sie?

Welche Fragen bewegen sie?

Und was kann das Evangelium für sie bedeuten?

Grundsätzliches:

Nach gängiger Vorstellung ist eine Gemeinde dann „modern“, wenn sie vor allem viele junge Leute und Familien erreicht. Dieses durchaus nachvollziehbare Ziel entspricht aber meist nicht der Gemeindewirklichkeit.

Der Leitsatz mit dieser Erläuterung dazu will zu einer nüchternen Analyse anregen und auch Gemeinden mit hohem Altersdurchschnitt Mut machen, vorhandene Ressourcen zu nutzen.

Es geht also weniger um die Gestaltung einer Gruppenstunde, sondern mehr um grundsätzliche Überlegungen zur Ausrichtung der Gemeindearbeit, wie sie in Gemeindeleitungen, Mitarbeitertreffen und Gemeindeforen besprochen werden können.

Hintergründe:

Eine kürzlich durchgeführte statistische Erhebung im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden zeigt folgendes Bild:

Nur ein Viertel aller Gemeinden, die erfasst wurden, liegen im Altersdurchschnitt der Mitglieder unter 50 Jahren. Die große Mehrheit von 55% – also über die Hälfte – haben ein Durchschnittsalter zwischen 50 und 60 Jahren. Und in 20% der Gemeinden sind die Mitglieder durchschnittlich über 60 Jahre alt. Drei Viertel der Gemeinden liegen also mit einem statistischen Durchschnittsalter „50+“ deutlich über dem Idealbild. Viele empfinden sich vermutlich als „überaltert“, denn sie würden eigentlich lieber viele Jugendliche und junge Familien erreichen. Das ist übrigens kein alleiniges baptistisches Problem. In fast allen Kirchen wird der Altersdurchschnitt als zu hoch empfunden und besonders die EKD-Gliedkirchen machen sich intensive Gedanken, wie sie junge Leute neu erreichen können – bisher mit mäßigem Erfolg. Das grundsätzliche Empfinden einer „Überalterung“ kann kreative und mutige Prozesse auslösen. Meist führt es auf Dauer aber zu Unzufriedenheit und wenig Begeisterung über die eigene Gemeinde. Vorhandene Ressourcen werden nicht gesehen. Der Konjunktiv („Ach wären/hätten/könnten wir doch ...“) bestimmt das Leben. Und letztlich ist diese Einschätzung auch Ausdruck einer diskriminierenden Haltung dem Alter gegenüber: „Schade, dass ihr da seid. Wir wünschten uns jüngere Leute ...“

Wege aus einer depressiven Grundhaltung

Ein erster Schritt besteht darin, die demographischen Gegebenheiten realistisch wahrzunehmen und sie zu akzeptieren. Übrigens: Nicht nur die der Gemeinde, sondern auch die der Gesellschaft, in der wir leben. Die wird ja auch immer älter.

Für die Gemeindearbeit bedeutet das:

➤ **Statische Zahlen ermitteln**

Es scheint nicht in allen Gemeinden selbstverständlich zu sein, die Geburtstagsdaten so auszuwerten, dass einzelne Alterscluster (häufig vertretenes Alter), das statistische Durchschnittsalter und die Prognose für die Altersentwicklung erstellt und in der Gemeindeleitung und -versammlung diskutiert wird.

Darüber hinaus sind in vielen Städten und Gemeinden statistische Daten von der Stadtverwaltung zu bekommen – häufig sogar online. Die Gemeindedaten können mit diesen allgemeinen Daten verglichen werden. So wird deutlich, wie die Gemeinde in ihr Umfeld passt. Häufig lässt sich ein bestimmter Bedarf ermitteln. Es ist interessant, zu wissen ob eher Ältere im Umfeld der Gemeinde leben oder eher junge Familien mit kleinen Kindern. Auch ob eher Menschen, die in einem anderen Land geboren wurden und möglicherweise auch einkommensschwach sind oder ob eher eine wohlhabende Mittelschicht um die Gemeinde herum lebt, ist eine wichtige Information.

Daran schließt sich die Frage an: Wen wollen wir nicht nur, wen können wir auch erreichen? Eine Gemeinde, die eine Schule in der Nachbarschaft hat, wird möglicherweise auf andere Gedanken kommen als eine Gemeinde in einem Siedlungsgebiet mit Häusern aus den 60er und 70er Jahren, in denen vor allem Hochaltrige wohnen.

Sind mehr als die Hälfte aller Gemeindemitglieder über 60 Jahre alt, ist durch die demografische Grundstruktur der Gemeinde eine Dominanz der Älteren nicht zu vermeiden.

Allerdings stellt sich die Frage, ob Mehrheitsmeinungen und daraus folgende Mehrheitsentscheidungen immer klug sind – vor allem wenn Entscheidungen danach getroffen werden, ob der eigene Bedarf abgedeckt ist – etwa nach dem Motto „Hauptsache, wir haben einen Pastor, der uns betreut.“

Allerdings könnte eine Gemeinde mit hohem Altersdurchschnitt auch zu der Überzeugung gelangen, z.B. einen jungen Pastor anzustellen, um die wenigen jungen Leute und jungen Familien zu fördern und mit ihnen Gemeinde weiterzuentwickeln. So nach dem Motto: „Wir Älteren können uns schon selbst betreuen, aber wir wollen bewusst den Nachwuchs fördern.“

Die gleiche Gemeinde könnte als dritte Option auch überlegen, statt eines Pastors eine Diakonin oder einen Diakon anzustellen und mit ihr oder ihm eine offene Arbeit für Ältere zu initiieren. Ziel wäre dann, vor allem Menschen aus der älteren Generation neu zu gewinnen und mit ihnen Gemeinde zu bauen. Z.B. deswegen, weil der Stadtteil, in dem die Gemeinde lebt, auch vorwiegend von Älteren bewohnt wird.

➤ **Geschichte der Gemeinde bedenken**

Gemeinden haben häufig ein „kollektives Gedächtnis“. Hat eine Gemeinde in früheren Zeiten einen dominanten Gemeindeleiter gehabt, der auch im hohen Alter an seinem Amt festhielt, dann wird eher eine Grundskepsis denen gegenüber herrschen, die als Ältere heute für Leitungsaufgaben in Frage kommen könnten. Andersherum können wenige Ältere, die verständnisvoll jüngere begleiten und fördern, das Gesamtbild „der Älteren“ positiv prägen.

Und grundsätzlich gilt: War die Gemeinde früher einmal viel größer und damit auch attraktiver, macht sich eher eine depressive Grundstimmung in der Gegenwart breit. Es „riecht dann irgendwie nach Herbst, Trauer und Abschied“ in der Gemeinde. Damit fällt auch jede neue Entwicklung unter das „Laub“ der traurigen Erinnerung an damals und wird zugedeckt, nahezu erstickt von dieser depressiven Grundstimmung.

Ich war kürzlich in einer Gemeinde, die 50 Jahre alt geworden ist. Sie hat immer noch den gleichen Altersdurchschnitt wie damals zu ihrer Gründung – einfach, weil immer wieder neue Leute dazu gekommen sind. Eine Gemeinde in einer Uni-Stadt eben, die alle zehn Jahre etwa die Hälfte ihrer Mitglieder austauscht. Ich kenne allerdings auch eine andere Gemeinde in einer anderen Uni-Stadt, die ganz anders aussieht, weil die Älteren sagen: Ach, das lohnt sich gar nicht, sich um Studierende zu bemühen. Die sind ja sowieso gleich wieder weg ... Und so wird die Gemeinde immer älter.

➤ **Alte Arbeitsbereiche einstellen**

Gerade in vielen kleinen Gemeinden kann nichts Neues entwickelt werden, weil alle Mitarbeitenden schon genug „um die Ohren haben“. Es gehört Mut und Entschlusskraft dazu, langjährige Angebote aufzugeben, um frei zu sein für etwas Neues. Aber ohne solche Entscheidungen wird es oft nicht gehen.

Dabei ist es doch ganz logisch: Wir lassen, was wir nicht (mehr) können. Es gibt weder ein biblisches noch ein irgendwo anders verortetes Gesetz, dass jede Gemeinde die ganze Palette der Gruppenangebote für alle Lebensalter und Anliegen vorsehen muss.

Loslassen bringt Entlastung. Aber es macht nur Sinn, wenn ein weiterer Schritt erfolgt: Was können wir besonders gut? Was macht uns richtig Spaß?

➤ **Zu neuen kreativen Projekten ermutigen**

Viele Gemeindemitglieder und Freunde leben ihre Hobbies und oft auch ehrenamtliches Engagement außerhalb der Gemeinde. Das ist auch in vielen Fällen sinnvoll. Und doch könnten neue Arbeitsschwerpunkte in der Gemeinde entwickelt werden, wenn Menschen ermutigt werden, das, was ihnen wichtig ist und Freude macht, als Gemeindeangebot zu realisieren.

Da gibt es vielleicht Gemeinden, die gern zusammen essen – und einige kochen auch sehr gern. Kann das vielleicht auch ein Angebot sein, das nicht nur die interne Gemeinschaft der Gemeinde untereinander

stärkt, sondern auch die Nachbarschaft mit einbezieht? Vielleicht wäre eine Art „Suppenküche“ an einem Wochentag für die Menschen, die sonst allein essen, eine entsprechende Konsequenz.

Möglicherweise haben einige ältere Erwachsene besondere Freude an guter Literatur. Wieso sollte man nicht einen Lektürekreis ins Leben rufen, dazu auch Menschen aus der Stadt einladen und dabei – fast nebenbei – auch über grundsätzliche Fragen des Lebens ins Gespräch kommen.

Und vielleicht ergeben sich sogar generationenübergreifende Projekte: Ein „Oma-Dienst“ als Angebot für junge Familien oder sogar ein Winterspielplatz, der in vielen Gemeinden vor allem von älteren Erwachsenen betrieben wird. Oder jemand organisiert eine Kinderklamotten-Tauschbörse oder Deutschunterricht und Nachhilfe für Kinder aus Migrantenfamilien oder, oder ...

Es gibt viele Beispiele, wie Gemeindemitglieder entdecken, dass das, was ihnen selbst Freude macht, auch ein Anknüpfungspunkt für eine offene Gemeindearbeit sein kann. Und je mehr Menschen so angesprochen werden, desto eher erfährt man die eigene Gemeinde auch als relevant und attraktiv für andere.

Haben wir also den Mut, in unseren Gemeinden genau das zu tun, was uns gefällt – und das als Angebot für Menschen aus unserer Umgebung zu nutzen, um das Evangelium „Fleisch“ werden, Jesus unter uns „wohnen“ zu lassen.

➤ **Haben wir wirklich noch eine Zukunft?**

Zu einer realistischen Betrachtung der demographischen Entwicklung gehört allerdings auch die ehrliche Frage, ob die Gemeinde noch eine Zukunft hat. Wenn niemand mehr da ist, der Leitungsaufgaben übernehmen möchte oder kann, der Gottesdienstbesuch unter 20 Teilnehmenden sinkt, die musikalische Begleitung eher schwierig ist und der Haushalt mit den Kosten für das Gemeindehaus schon ausgelastet ist, dann stellt sich schon die Frage nach der Zukunft.

Ich bin allerdings auch dafür, nicht allzu schnell „die Flinte ins Korn zu werfen“. Es ergeben sich manchmal doch noch Perspektiven wenn sich kleine und alt gewordene Gemeinde offen zeigen für neue Wege. Manchmal hilft der neutrale Blick von außen, wie sie z.B. Gemeindeberater aus dem Netzwerk für Gemeindeberatung leisten können.

Neue Perspektiven erschließen sich häufig durch die Öffnung des Gemeindehauses für Gruppen und Initiativen aus der Nachbarschaft. Auch mit wenigen und gerade mit älteren Gemeindemitarbeitern kann die Gemeinde gut eine Gastgeberrolle wahrnehmen. Nicht nur das Gemeindehaus wird so mit neuem Leben gefüllt, auch die Gemeinde entdeckt, dass sie wichtig ist in ihrem Umfeld.

Zusammenfassung:

Ein realistischer Blick auf die Statistik kann ernüchtern, aber auch den Mut für Veränderungen fördern. Beides gehört zusammen: Realismus und neue Hoffnung.

Die Erzählung von der Speisung der Fünftausend macht Mut:

Die Jünger sind überfordert von der Aufgabe, etwas zu essen für die große Menge Menschen zu organisieren. Der Auftrag Jesu „Gebt ihr ihnen zu essen!“ ist viel zu groß. Die „Bestandsaufnahme“ ist ernüchternd: Ein paar Brote und etwas Fisch ...

Und doch teilen die Jünger mutig aus, was sie haben. Wie auch immer es zu erklären ist, am Ende reicht es für alle.

Eine Mutmachgeschichte für alle, die beim „Durchzählen“ Sorgenfalten auf die Stirn bekommen: Wir bringen das ein, was wir haben. Den Rest überlassen wir unserem Herrn!